

Insel

Kamo no Chōmei
Aufzeichnungen
aus meiner Hütte



Erdbeben, Tsunami, Taifune – immer wieder wird Japan von Naturgewalten überfallen, die mit ihrer ungeheuerlichen zerstörerischen Macht ganze Landstriche, Ortschaften und ihre Einwohner vernichten. In ihrer Berichterstattung bemühen ausländische Journalisten gerne Kamo no Chōmeis Worte von der Flüchtigkeit des menschlichen Lebens und der menschlichen Behausungen, um ihr Entsetzen, insbesondere aber einen »typisch japanischen« Stoizismus angesichts dieser Katastrophen zu beschreiben. Die Schreckensbilder, die uns in jüngster Zeit aus Japan erreichten, scheinen in der Tat den von Chōmei über achthundert Jahre früher skizzierten Naturkatastrophen verblüffend ähnlich. Seine Aufzeichnungen aus meiner Hütte sind damals wie heute gleichermaßen aktuell.

Japan im zwölften Jahrhundert. Großbrände, Wirbelstürme und Erdbeben haben die Hauptstadt Kyōto zerstört, Seuchen breiten sich aus, die Leichen der Verhungerten türmen sich an den Straßenrändern. Eindrucksvoll schildert der Mönch Kamo no Chōmei (1155-1216) das Inferno und die Naturkatastrophen, von denen die Hauptstadt heimgesucht wird, das Elend und die Not der Menschen werden lebendig – »all diese Geschehnisse lehrten mich, die Mühsal, in dieser Welt zu leben, die Vergänglichkeit und Zerbrechlichkeit des menschlichen Körpers und der menschlichen Behausungen zu begreifen«.

Nach den Erfahrungen von Elend, Tod und Vergänglichkeit zieht sich Kamo no Chōmei im Alter von fünfzig Jahren von Hof und Amt zurück, um ein Schüler Buddhas zu werden. Er kehrt der Welt den Rücken und baut sich in den Bergen eine schlichte Klause, in der er die Aufzeichnungen aus meiner Hütte beginnt. Er berichtet von seinem Einsiedlerleben in der Abgeschiedenheit, seine Gedanken kreisen um das Ideal des einfachen Lebens, um die Abkehr von den materiellen Werten und um die Frage, ob ihm in seiner kontemplativen Zurückgezogenheit die Überwindung der weltlichen Bindungen geglückt ist.

KAMO NO CHŌMEI

*Aufzeichnungen
aus meiner Hütte*

*Aus dem Japanischen übertragen
und mit einem Nachwort versehen von*

Nicola Liscutin

INSEL VERLAG

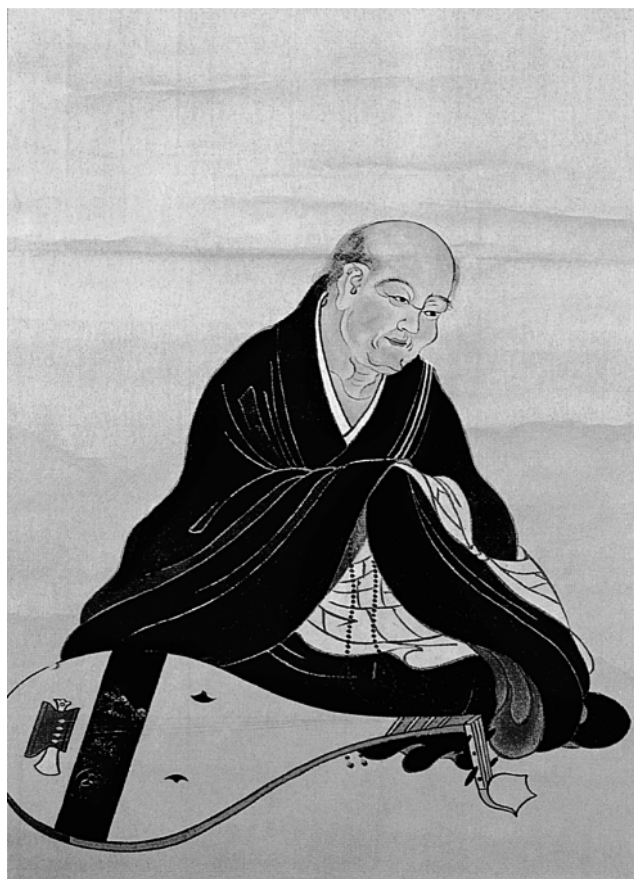
Originaltitel: *Hōjōki*

Die vorliegende Übersetzung erschien erstmals 1997
in der Japanischen Bibliothek im Insel Verlag.
Die Japanische Bibliothek wurde herausgegeben von
Irmela Hijjiya-Kirschner.

Erste Auflage dieser Ausgabe 2024
© 2011, Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von hißmann, heilmann, hamburg
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-24395-3

www.insel-verlag.de

Aufzeichnungen aus meiner Hütte



I

Unaufhörlich strömt der Fluß dahin, gleichwohl ist sein Wasser nie dasselbe. Schaumblasen tanzen an seichten Stellen, vergehen und bilden sich wieder – von großer Dauer sind sie allemal nicht. Gleichermaßen verhält es sich mit den Menschen und ihren Behausungen.

Miteinander wetteifernd, recken sich in unserer prachtvollen Hauptstadt die Dächer der Häuser von Hoch und Niedrig, als könnten sie Generationen überdauern. Allein, es gibt nur wenige Häuser aus alter Zeit. Ein Haus mag im vergangenen Jahr niedergebrannt sein und schon in diesem neu erbaut werden. Ebenso kann ein herrschaftliches Anwesen von gestern bereits morgen zur Hütte verkommen. Den Bewohnern ergeht es kaum anders. Wie einst drängen sich die Menschen in den Straßen der Hauptstadt, doch wie wenigen begegnen wir, die wir in unserer Jugend kannten. Am Morgen gestor-

ben, am Abend geboren, das ist das Geschick des Menschen – gleich den Schaumblasen auf dem Wasser. Und dieser Mensch, der geboren wird und stirbt, wer weiß schon, woher er kommt, wohin er geht? Ferner, wer vermag zu erklären, wofür der Mensch sich so plagt, eine Behausung zu schaffen, wenn sie doch letztlich vergänglich ist, und wie diese ihm solch eine Beglückung sein kann? Dabei scheint es, als ob Herr und Haus darüber stritten, wer von beiden denn wohl zuerst vergehe – sie sind wahrlich keinen Deut verschieden vom morgendlichen Tau auf den Blüten der Ackerwinde. Der Tau mag herabfallen und die Blüten fortbestehen, jedoch nur, um in der Morgensonne zu welken. Oder der Tautropfen mag sich auf der vergehenden Blüte halten, gleichwohl wird er den Abend nicht erreichen.

In den etwa vierzig Jahren, seit ich begann, den Grund der Dinge zu erkennen, habe ich so manche Merkwürdigkeit gesehen.

Es geschah, wenn ich mich recht entsinne, im dritten Jahr der Ära Angen (1175), am 28. Tag des vierten Monats. Ein Sturm kam auf und beruhigte sich auch gen Abend nicht. Dann, in der Stunde des Hundes (20 Uhr), brach im Südosten der Hauptstadt ein Feuer aus, das der Wind hinüber bis an die nordwestlichen Grenzen der Stadt blies. Am Ende erfaßte das Feuer gar das Suzaku-Tor und die Dai-kyoku-Halle des Palastes, die Akademie und das Kaiserliche Büro für Innere Angelegenheiten. In einer einzigen Nacht legte das Feuer alles in Asche.

Es hieß, das Feuer sei in den Unterkünften der Bugaku-Tänzer an der Higuchi-Tominokoji-Straße ausgebrochen. Die Windböen bliesen die Flammen hierhin und dorthin, so daß sich das Feuer wie ein

geöffneter Fächer ausbreitete. Die abgelegeneren Häuser umschloß dichter Rauch, während die näher gelegenen in Flammen aufgingen und dem Erdboden gleichgemacht wurden. Wolken schwarzer Asche verhängten den Himmel, in denen sich glutrot die Flammen spiegelten. Der Wind schien mit den Flammen zu spielen, ergriff sie und fegte sie über ein, zwei Viertel hinweg. Wer hätte in diesem Inferno noch besonnen bleiben können? Die einen brachen, vom Rauch erstickt, zusammen, andere fielen den Flammen zum Opfer und starben auf der Stelle. Anderen wiederum gelang es zwar, ihre Haut zu retten, aber sie vermochten nicht, ein einziges ihrer Besitztümer dem Feuer zu entreißen. So verwandelten sich ungeahnte Kostbarkeiten zu Asche. Wie groß mag wohl der Schaden gewesen sein? Allein sechzehn Anwesen des Hochadels brannten nieder, und niemand vermag die Zahl der Häuser zu schätzen, die darüber hinaus vernichtet wurden. Insgesamt wurde mehr als ein Drittel der Hauptstadt zerstört, Tausende von Männern und Frauen kamen ums Leben und eine unbestimmte Anzahl von Pferden und Ochsen.

Unter allen fruchtlosen Bemühungen des Menschen ist wahrlich keine so töricht wie jene, sich zu plagen und ein Vermögen aufzuwenden, um an einem so gefährlichen Ort wie der Hauptstadt ein Haus zu erbauen.

Dann, im vierten Monat des vierten Jahres der Ära Jishō (1180), gab es einen Wirbelsturm, der von dem Viertel um Naka-no-mikado und Kyōgoku gen Rokujō fuhr. Über drei, vier Viertel wütete der Sturm, und von den Häusern, die er erfaßte, blieb nicht ein einziges, gleich ob groß oder klein, unversehrt. Einige fielen flach in sich zusammen, von anderen blieben nur Pfosten und Tragbalken stehen. Von den Toren riß der Orkan die Dächer mit sich, um sie vier oder fünf Viertel weiter abzusetzen. Bei anderen Anwesen wiederum fegte er die Zäune hinweg, so daß sie eins mit dem ihrer Nachbarn wurden. Allerlei Gegenstände wurden in den Himmel gehoben, Dachschindeln und Bruchstücke von Holz tanzten Herbstblättern gleich in der Luft. Dick wie Rauch waren die Staubschwaden, so daß man die Hand vor Augen nicht mehr erkennen konnte. Wie furchtbarer Donner heulte der Sturm, man vermochte sein eigenes Wort nicht mehr zu verstehen. Der Wind des Karma, der in der Hölle braust, konnte, so wollte mir scheinen, nicht verheerender und angsteinflößender sein. Doch nicht genug damit, daß viele Häuser zerstört worden waren, unzählige Menschen wurden bei dem Versuch, sie instand zu setzen, verletzt oder verkrüppelt. Als der Orkan schließlich nach Südwesten abdrehte, brachte er außerhalb der Hauptstadt noch vielen Menschen mehr Elend und Verdruß.

Ein Wirbelsturm ist an sich nichts Ungewöhnliches, dieser jedoch war ohne jeden Zweifel von einer anderen Art, und so fragte sich ein jeder bange, ob er nicht eine Warnung der Götter gewesen sei.

Nur wenige Monate später, im »wasserlosen« (sechsten) Monat desselben Jahres (1180), wurde völlig überraschend die Hauptstadt an einen anderen Ort verlegt. Ein unvorstellbares Geschehen! Schließlich ging nach den Überlieferungen die Einrichtung der Hauptstadt in Kyōto auf den Saga Tennō¹ zurück, und nichts und niemand hatte für vierhundert Jahre daran etwas ändern können. Da ein Hauptstadtwechsel eine Angelegenheit ist, die nicht ohne schwerwiegende Gründe durchgeführt werden sollte, war es nur allzu verständlich, daß sich die Bewohner beunruhigten und jammerten.

Allein, ihr Lamentieren half nichts – angefangen von unserer Majestät, dem Mikado, den Ministern und dem Hochadel hatte der gesamte Hofstaat umzuziehen. Welcher von jenen, die Namen und Rang besaßen, um ein Amt bei Hofe zu bekleiden, wäre da alleine in Kyōto zurückgeblieben? Und so beeilten sich alle, die auf Amt und Würden spekulierten oder von der Gunst ihrer Herren abhingen, so schnell wie irgend möglich in die neue Hauptstadt umzuziehen. Nur jene Hoffnungslosen, die ihre Chance versäumt

hatten oder entlassen worden waren, blieben wehklagend in der alten Hauptstadt zurück. Die einst glanzvollen Anwesen, die sich dicht aneinander reihten, verfielen zusehends. Etliche Häuser wurden zerlegt und den Yodo-Fluß hinunter in die neue Hauptstadt gefloßt, während sich ihre ehemaligen Standorte im Nu in Äcker verwandelten. Auch die Gesinnung der Menschen veränderte sich schlagartig. Nun schätzte man Pferd und Sattel des Samurai, und niemand benutzte mehr die ungleich würdevoller, von schwarzen Ochsen gezogenen Karossen. Ferner suchte ein jeder, Landbesitz in den Gebieten der neuen Herren im Westen und Süden zu erlangen, während sich keiner mehr um Ländereien im Norden und Osten bemühte.

Nun gab es Angelegenheiten zu dieser Zeit, die mich zufällig in die neue Hauptstadt Fukuhara in der Provinz Settsu brachten. Als ich mir die Gegend betrachtete, mußte ich feststellen, daß dieser Landstreifen viel zu schmal war, um eine Hauptstadt entsprechend der Tradition mit einem Gitterwerk von Alleen anlegen zu können. Zum Nordosten begrenzten die Stadt hohe Berge, im Süden engte sie das Meer ein. Außerdem toste an dieser Küste das Meer besonders laut, und der Seewind blies außerordentlich kräftig. Den Palast hatte man direkt an den Bergen errichten müssen. Er war aus unbearbeiteten

Baumstämmen erbaut und wirkte daher wie jener »Blockhaus Palast«² vor langer, langer Zeit – nicht gerade, wie man sich eine kaiserliche Residenz vorstellt, aber einige mochten diesem seltsamen Stil durchaus seine reizvollen Seiten abgewinnen. Wo aber waren all die Häuser geblieben, die man abgebrochen und den Fluß hinuntertransportiert hatte, daß man ihn fast gestaut hätte, so wunderte ich mich; denn es gab noch etliche brachliegende Grundstücke und nur wenige Bauten.

Die alte Hauptstadt war schon verfallen, doch die neue gab es noch nicht. Jedermann fühlte sich wurzellos wie dahintreibende Wolken. Die ursprünglichen Bewohner der Gegend beklagten den Verlust ihres Grund und Bodens, während sich die Neuankömmlinge über die Mühsal beschwerten, auf derartigem Grund zu bauen. Wenn man sich auf den Straßen umblickte, so begegneten einem Personen zu Pferde, die vormals Sänften benutzt hatten, und viele derer, die gewöhnlich Hofkleidung trugen, kleideten sich nun in den Überrock der Samurai. Im Nu hatte sich die Atmosphäre, wie man sie von einer Hauptstadt erwartete, gewandelt – die Bewohner dieser Hauptstadt waren schwerlich von einem Haufen Bauernkrieger zu unterscheiden.

Diejenigen, die sagten, daß all diese Veränderungen wohl Vorzeichen größerer politischer Wirren

seien, sollten recht behalten. Mit jedem Tag wurde die Lage unsicherer, und ein Gefühl von Rastlosigkeit breitete sich aus. In der Tat trafen dann alle Befürchtungen der Bevölkerung zu, und im darauffolgenden Winter kehrte der Hof wieder in die alte Hauptstadt zurück. Wie aber hätte man, angesichts der Reihen von Häusern, die man zerlegt und nach Fukuhara gebracht hatte, die alte Hauptstadt so schnell wieder aufbauen können, daß sie im alten Glanze erstrahlte?

In den Überlieferungen der alten Zeit wird von der Regierungszeit jenes ehrwürdigen Tennō berichtet, in der das Land mit großer Güte geführt worden sei. Das Dach des Palastes sei nur mit Schilf gedeckt gewesen, und selbst solche Kleinigkeiten wie die Dachtraufen seien nicht ausgebessert worden, weil seine Majestät sah, daß aus den Häusern kaum der Rauch der Herdfeuer aufstieg – ein Zeichen, daß sein Volk von Armut geplagt wurde. So sehr habe sich jener Herrscher um das Wohl seines Volkes gesorgt und sei bemüht gewesen, seine Not zu lindern, daß er ihm gar die Steuern erließ. Wenn man von jenen bemerkenswerten Zeiten liest, versteht man sogleich, in welcher Welt wir heute leben.

Es ist schon lange her, und ich entsinne mich nicht mehr genau, aber es war wohl in der Ära Yowa (1181-82), daß das Land dann auch noch zwei Jahre lang von Hungersnöten heimgesucht wurde. Eine grauenvolle Zeit! Während Frühjahr und Sommer heiß und trocken waren, brachten Herbst und Winter Taifune und Überschwemmungen. Eine schlechte Jahreszeit folgte der nächsten, so daß die fünf Getreidearten nicht gedeihen wollten und keinerlei Früchte trugen. Umsonst war das Pflügen der Felder im Frühling und nichts als verlorene Mühe das Setzen der Sprößlinge im Sommer; vergebens wartete man im Herbst auf das herzerfrischende Gelärme beim Schneiden des Getreides und auf das fröhliche Treiben beim Einbringen der Ernte im Winter.

In allen Provinzen ließen die Menschen ihre Felder im Stich und suchten ihr Glück in anderen Gegenden. Oder sie gaben ihre Wohnungen auf und hausten in den Bergen.³ Am Hofe ließ man mannigfaltige Gebete sprechen und besondere buddhistische Zeremonien durchführen, sie zeigten indes nicht die geringste Wirkung. Die Bewohner der Hauptstadt waren in jeder Hinsicht auf die Versorgung durch das Umland angewiesen – wie hätten sie in dieser Situation, da kaum ein Bauer mehr in die Stadt kam, noch Haltung bewahren sollen? Am Ende ihrer Geduld angelangt, schleppten viele ihre

Kostbarkeiten auf die Straße, um sie samt und sonders zu verschleudern, aber niemand schenkte den Dingen auch nur einen Blick. Und wenn doch einmal jemand bereit war zu tauschen, so war Geld und Gold kaum etwas wert, Getreide dafür aber um so teurer. Immer mehr Bettler bevölkerten die Straßen, und ihr trauriges Wehklagen war ohrenbetäubend.

So standen sie das erste Jahr mit Müh und Not durch. Doch wer seine Hoffnung auf das neue Jahr gesetzt hatte, wurde bitter enttäuscht – es kam noch schlimmer, denn zu allem Elend brach auch noch eine Seuche aus. Zunichte war die einstige Pracht unserer Hauptstadt! Alle, ohne Ausnahme, hungerten und gerieten gleich Fischen in einem austrocknenden Teich mit jedem Tag unweigerlich näher ans Ende ihrer Kräfte. Menschen, die vorher, wie es sich für sie geziemte, in Hut und Gamaschen ausgegangen waren, zogen nun barfuß und zerlumpt bettelnd von Haus zu Haus. Während man sich noch wunderte, woher diese erschöpften, geschwächten Menschen die Kraft nahmen umherzuwandern, brach auch schon so mancher zusammen und verstarb auf der Stelle. Entlang der Mauern und Straßen türmten sich die Leichen der Verhungerten. Abgewandten Blickes eilte man an den verwesenden Körpern vorbei. Und weil sich niemand um die Beseitigung der

Toten zu kümmern vermochte, erfüllte die Stadt ein bestialischer Gestank. Die Straßen in der Stadt sahen schon verheerend aus, aber in den schäbigen Vierteln am Ufer des Kamo-Flusses blieb nicht einmal mehr genug Platz auf den Wegen, daß Pferde oder Sänften hätten passieren können.

Auch die armen Holzfäller und Köhler, die außerhalb der Stadt am Fuße der Hügel lebten, waren mittlerweile so geschwächt, daß sie kein Brennholz mehr in die Stadt bringen konnten. Nun wurde sogar Holz zur Mangelware, und die, die sich nicht anders zu helfen wußten, rissen ihre eigenen Häuser ab, um sie stückweise auf dem Markt zu verkaufen. Doch das Holz, das eine Person tragen konnte, brachte nicht einmal genug ein, um für sich die Nahrung eines Tages zu erstehen. Es war bestürzend, unter dem Brennholz rotlackierte oder gar mit Goldblatt verzierte Stücke zu finden. Erkundigte man sich, wie um alles in der Welt solch edle Materialien dazwischen auftauchen konnten, so stellte sich alsbald heraus, daß einige Verzweifelte in alte Tempel eingebrochen waren, Buddha-Statuen und Zierat gestohlen oder Dekorationen abgebrochen und all dies kleingehackt hatten, um es zu verkaufen. Kein Zweifel, derart schändliches Tun müssen wir nur deshalb mitansehen, weil wir im Zeitalter des Niedergangs des Buddha-Gesetzes, in eine Welt

der Degeneration und Verderbtheit geboren wurden.

Allein, es gab noch viel mehr Herzzerreißendes. Von denjenigen, die eine geliebte Ehefrau oder einen geliebten Ehemann hatten, starb immer die Person zuerst, deren Liebe die tiefere war; denn diese stellte sich stets an die zweite Stelle und überließ aus Mitleid dem anderen das wenige Essen, das ihnen verblieben war. Und bei Eltern und Kindern konnte man davon ausgehen, daß die Eltern vor ihren Kindern starben. Ohne zu ahnen, daß ihre Mütter schon tot lagen, hingen Säuglinge weiter an den erkalteten Brüsten.

Zutiefst betrübt über diese zahl- und namenlosen Verstorbenen schrieb Ryūgyō, ein Abt des Nin-naji-Tempels, jedem Toten, den er fand, das erste Sanskrit-Zeichen des Namens Amida auf die Stirn, damit er mit diesem Buddha verbunden und in seinem Paradiese wiedergeboren würde. Um festzustellen, wie viele Tote es gegeben hatte, ließ man im vierten und fünften Monat zählen – von Ichijō südlich, von Kujō nördlich, von Kyōgoku zum Westen und von Suzaku gen Osten, also im gesamten Osten Miyakos lagen mehr als 42 300 Tote in den Gräben der Straßen. Und dies war nur die Zählung von zwei Monaten, viele, viele mehr starben vorher und nachher, und wenn man diejenigen hinzuzählen